

(Nachdruck verboten.)

7) Ein gewöhnlicher Fall.

Erzählung von W. Korolenko.

„Es ist merkwürdig, daß selten eine Stadt in Rußland nicht so einen „Kogow“ hat. Es ist eine Art Amt, das regelrecht bekleidet wird. Ueberall ist es so still, so ein friedliches Schlummern, eine idyllische Ruhe. Herr Budnikow geht über die Straßen, majestätisch, in gerader Haltung, zählt die eignen Schritte; abends, dieses poetische Flüstern und da irgendwo tollt's in einer Schenke und eine abscheuliche, gepeinigete, verwilderte Menschenseele tobt darin. . . Und um sie herum eine Art Trabant. Das liegt schon, so zu sagen, in der Ordnung der Dinge, — eine notwendige Zugabe des Lebens. . .

„In der ersten Zeit nach seiner Rückkehr begegnete Kogow manchmal auch mir, — da grüßte er, wissen Sie, so schüchtern und drückte sich zur Seite, besonders, wenn er betrunken war. Als ich ihm einmal begegnete, sprach ich ihn an und lud ihn ein zu mir. Er kam. . . nüchtern, ernst, sogar schüchtern, wahrscheinlich eingedenk des Vergangenen. . . Aber es kam dabei nichts heraus. Es schob sich etwas zwischen uns beide — diese Erinnerung: Ich bin ein junger Lehrer mit frischem Glauben an meinen Beruf, mit lebendigem Gefühl und Wort. Er, ein Jüngling, rein und noch voller Ehrfurcht vor meiner sittlichen Autorität. . . Jetzt, er, Iwan Kogow, ein Bummler in Tichodol und ein Anwalt für die verdächtigsten Sachen. . . Und ich. . . Nun, mit einem Wort, eine Wand schob sich zwischen uns, bleibt da stehen und trennt uns. Von der Hauptsache, von dem Allerwichtigsten sprechen wir nicht. Ich fühle, man muß diese Wand durchbrechen, ihm etwas sagen, das ihm in die Seele dringt und sie packt wie einst. . . Und scheinbar wartet er selbst mit einer gewissen Angst: Plötzlich rührst du doch an diese Wunde. . . In seinen Augen Schmerz und Erwartung. Ich habe aber keine Kraft mehr dazu. Abgerissen! . . . schon seit damals, als ich mit Schande nachgeben mußte. . . und dann ging es eben wie bei einem Riß. . . weiter. . . und weiter und weiter.

„So konnte ich nur, so zu sagen, als vornehmer Augenzeuge beobachten, wie er vor meinen Augen tiefer und tiefer sank, der Trunkfucht verfiel, verlodderte. . . frech wurde, schamlos. . . und dann hörte ich, daß er Erpressungsversuche machte und kleine Veteleien. . . Er übernimmt allerhand Geschäfte und geht selbst hart auf der Grenze zwischen sittlicher Verkommenheit und Kriminalverbrechen. Und geht geschickt wie ein Seiltänzer und lacht alle aus. In zwei, drei Jahren hatte er sich vollständig ausgewachsen. Eine düstere, schmutzige und sehr üble Gestalt.

„Zuweilen kam er angeheitert auch zu mir, und ich muß Ihnen sagen, gerade in diesem seinem Zustand ward es mir mit ihm leichter. . . Meine Ausgabe ward einfacher. Ich konnte leichter einen belehrenden Ton anschlagen. . . Ich erinnere mich, wie ich nach einem Ausfall von seiner Seite, der sehr häßlich war, ihm sagte: „So und so Kogow. Das ist nicht schön von dir.“ Da schrumpfte er so zusammen, wandte die Augen ab, als fürchtete er einen Schlag, dann warf er das Haar zurück und schaute mir direkt ins Gesicht, indem er offenbar seine Frechheit zu Hilfe rief.

„Warum soll es denn nicht schön sein, Pawel Semjonitsch?

„Unehrlisch! sage ich.

„Nun, wissen Sie, sagte er, das ist nur der Ersatz eines fraglichen Begriffs durch einen andren, der ebenso fraglich ist. Bei mir hat sich, sagte er, eine eigne Theorie in dieser Hinsicht gebildet: Ehrlichkeit und andres in dieser Art ist nichts weiter als das Dessert im Leben. Das Dessert aber wird, wie jeder weiß, erst nach dem Mittagessen gegeben, wenn man aber kein Mittagessen hat, wozu dann das Dessert?

„Aber erlauben Sie, sagte ich, erinnern Sie sich nur daran, warum Sie kein Mittagessen haben. Ist es denn nicht Ihre Schuld? Sie haben gut gelernt, waren schon auf dem rechten Wege und plötzlich wichen Sie in der willkürlichsten Weise davon ab. . . Mir selbst kam dieses Argument nicht

nur überzeugend, sondern geradezu unwiderlegbar vor. . . Und er schaute mich so an, lachte und sagte: Sie spielen in der letzten Zeit, glaube ich, Billard am Abend. Nun ja, sage ich, ich spiele zur Erholung. — Wissen Sie, was ein Klappstoß ist? fragte er.

„Ich weiß, was Klappstoß ist.

„Der Klappstoß ist, wie Ihnen bekannt, so ein besonderer Stoß, so ein paradoxer, hinter der Kugel. Infolge dieses Stoßes geht die Kugel erst vorwärts und kommt dann wie willkürlich zurück. Auf den ersten Blick ist es unbegreiflich, sogar den Gesetzen der Bewegung zuwider. Nun, sagt er, wie kommt das nach Ihrer Meinung? Neuhert da die Kugel einen besonderen Willen?

„Freilich nicht; die rotierende Bewegung von dem ersten Schläge wirkt länger nach als die angreifende, und die Kugel wird, nachdem sie stehen geblieben, durch die Rotation zurückgeschleudert.

„Das ist eine sehr richtige Erklärung. Nun sehen Sie, meine Mutter ging das ganze Leben geradeaus, der Vater hingegen, wie Sie sehr gut wissen, rotierte immer. So ging ich zuerst geraden Weges, so lange der Impuls der Mutter ausreichte. . . und dann. . . ich hatte nicht einmal Zeit, mich umzuschauen. . . und hurr! da rotierte ich schon! Die Rotation des Vaters schleuderte mich zurück. . . Da haben Sie meine Biographie in kürzesten Schlagworten.

„Mir war's, als krallte sich etwas in mein Herz, so hatte er es gesagt. Aufrichtig und so hoffnungslos. Ich sehe, daß dem Menschen weh ist. Dieß so den Kopf sinken, bedeckte so das Gesicht mit seiner Hand, dann schaute er mich wieder an und es wurde mir wieder unheimlich zu Mute. In seinen Augen lag ein Weh. Haben Sie manchmal bei den Tieren, wenn ihnen etwas weh thut, diesen besonderen Ausdruck gesehen? — Der Hund ist doch ein freundliches Tier — und auch er möchte dann seinen Herrn beißen. Nicht aus Wut, sondern aus Schmerz, oder aus schmerzlicher Wut. . .

„Nun was, sagte er, wer ist da schuld? Ich weiß es nicht, Kogow, sagte ich. Ich glaube, daß auch Sie daran schuld sind. Aber ich will nicht Ihr Richter sein und nicht um die Schuld handelt es sich hier. . . Ja eben, kein Richter.

Meiner Meinung nach ist der dran schuld, der mich durch einen Klappstoß ins Leben stieß. . . Da hat niemand zu Gericht zu sitzen. Ein falscher Stoß. . . Wenn, sagt er, die Umstände des Spieles diesen Klappstoß nicht gefordert hätten. . . warum wurde dann dieser ungeschickte Stoß gemacht. . . Wenn er aber nötig war, nun dann bewege ich mich auch wie ein Klappstoß auf dem Wege des Lebens. . . Ich erfülle den Willen dessen, der mich hierher geschickt hat. . . So ist es, sagt er, mein Täubchen Pawel Semjonitsch. . . Haben Sie nicht zwanzig Kopfen? Die Langeweile und Sehnsucht nagt und brennt, ich muß sie begießen. . .

„Das war das erste Mal, daß er ein Zwanzigkopfenstück von mir verlangte. Ich empfand sofort, daß in unsren Beziehungen etwas zu Ende war. Er hat mich plötzlich durch diese Bitte beleidigt und ich begann schon, ihn zu fürchten: Er kommt und wird mich erniedrigen. Nun, jetzt ist Ihnen wohl verständlich, was für ein Mensch das war, mit was für einem düstern Innern. . . und wie gefährlich. Einmal in der Dämmerung saß ich vor meinem Hause auf der Treppe und wieder, wissen Sie, kam über mich diese Stimmung, von der ich schon sprach. Trauern der Seele und trübinnige Gedanken. . . In Nachdenken versunken schau ich auf. . . und da sitzt er neben mir. Er schlich sich so unbemerkt heran. Auch so traurig und still, nur ein wenig angeheitert. . . vielleicht nach dem Kagenjammer. Gestatten Sie, daß ich hier sitzen bleibe?

„Bleiben Sie nur, Kogow, sagte ich.

„Nun, sagte er, um mit einem Mal das Geschäftliche zu erledigen, haben Sie nicht ein Zwanzigkopfenstück? Ich nahm schweigend zwanzig Kopfen heraus und gab sie ihm. Er merkte wahrscheinlich, daß mir dieser Ton unangenehm war und sagte: Glauben Sie nicht, Pawel Semjonitsch, daß ich wegen dieser zwanzig Kopfen zu Ihnen komme. . . Nein. . . ich sitze da mit Ihnen. . . das ist doch immerhin ein Minus von meinem abscheulichen Leben. Wenigstens eine Stunde.

„Ich danke Ihnen, sage ich, auch dafür. Gar keine

Ursache, antwortet er. Ich dachte etwas mehr von Ihnen zu bekommen, aber nein, es geht nicht.

„Was denn? Sagen Sie es nur ruhig.“

„Sagen? entgegnet er. Warum denn nicht? Nur wird so wie so nichts dabei herauskommen . . . Ein Klappstoß und damit basta!“

„Entschuldigen Sie, sagte ich, Rogow. Sie treiben direkt Mißbrauch mit diesem Billardgleichnis. Sie sind doch keine Eisenbeintügel, sondern ein lebendiger Mensch.“

„Und darum eben fühle ich, sagt er . . . Der Kugel, diesem heinernen Dummkopf ist es gleich, wo Sie sie hinstoßen, in den Beutel oder in einen Sumpf . . . dem Menschen aber, verehrter Pawel Semjonitsch, fällt's in einem Sumpfe schwer . . . Glauben Sie, daß jemand aus freien Stücken dieses Lebensmenü, das heißt, ohne Dessert wählt? Nein . . . Es ist für jeden schwer, für mich besonders. Ich bin doch ein Mensch, wie man sagt, mit Reflexion. Ich sehe und beurteile meine Wurfbahn von A bis Z . . . Jetzt habe ich noch meinen kleinen Verstand, da streite ich herum . . . Ich sitze da bei Ihnen, unterhalte mich . . . es wird aber nicht lange dauern, dann werde ich das Schwein der Schweine und schon, so zu sagen, rettungslos . . . Da den' ich manchmal, wenn vielleicht irgendwie so ein Stützpunkt . . . zuweilen bewegt mich doch noch etwas Ehtes . . . und es muß doch irgendwo liegen, dieses Echte . . . Es ist doch vorhanden, Pawel Semjonitsch.“

„Natürlich ist's vorhanden, natürlich! Nun eben, sagt er, wie aufrichtig haben Sie das gesagt. Ja gewiß muß es sein . . . Wo steckt es denn aber? Nun entschuldigen Sie, ich will Ihnen keine Fallen stellen . . . Sie wissen es doch selbst nicht recht. Einst haben Sie's gesucht und haben's aufgegeben . . . Darum erbitte ich von Ihnen auch nur zwanzig Kopfen. Uebrigens danke ich auch dafür. Manchmal da sitze ich bei Ihnen und das ist wie an so einem Feuerchen. Sie sind doch ein Mensch mit einer Seele . . . Ein anderer würde wohl bei Ihnen mehr herausholen können.“

„Nun, was hindert Sie denn? Denken Sie darüber nach, vielleicht kann ich Ihnen wirklich nützlich sein. Und ich fühle, daß sich etwas in ihm regt, daß er bald, bald nachgeben würde . . . so eine Beweathheit . . . keine Frechheit mehr . . . Aber er machte nur eine wegwerfende Handbewegung.“

„Nein, sagt er, es wird nichts und nicht Sie, mein Täubchen, sind daran schuld, sondern es liegt daran, daß ich und alle meinesgleichen . . . sehr anspruchsvoll sind. Selbst wälzen wir uns wie Schweine im Kot, von den andern fordern wir aber, daß derjenige, der uns die Hand reichen will, reiner als der Schnee ist . . . in weißen Handschuhen und kein Fleckchen auf dem Kleide! Der Teufel weiß, woher das kommt. Vielleicht darum, sagt er, daß wir fühlen . . . man muß viel Kraft und Reinheit haben, um uns, die Schmutzigen, herauszuziehen. Viel, so viel, mein Täubchen, daß es über eure Kraft geht . . . Es thut, verstehen Sie, so ein Sturm not, der alle durchbraust, alle wie ein Fegfeuer läuterte . . . der Hauch der Wahrheit in allem, im ganzen Leben, da können dann auch Wunder geschehen . . . aber ihr . . . Sie sind mir doch nicht böse? Warum sollte ich, sage ich, böse sein?“

(Fortsetzung folgt.)

75. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Zum fünfundsiebzigstenmale ist diese älteste wissenschaftliche Wanderversammlung Deutschlands, die im Jahre 1821 begründet wurde, zusammengetreten, und zwar in der alten lutherischen Hauptstadt Kassel. Zu dieser Jubiläums-Versammlung haben sich etwa 1300 Personen eingefunden, um hier eine Woche naturwissenschaftlichen Arbeiten zu widmen.

Die sachwissenschaftlichen Vorträge werden in 20 Abteilungen gehalten, in denen zum Teil recht wertvolle Arbeit geleistet wird. Doch würde trotzdem in unserer kongressreichen Zeit die Bedeutung der Versammlung erheblich zurückgegangen sein, wenn es nicht gelungen wäre, den Veranstaltungen ein über die Proktkreise hinausgehendes, allgemeines Interesse zu geben. Der Zutritt zur Versammlung steht heute jedermann frei, der sich für naturwissenschaftliche Fragen, für naturwissenschaftliche Erkenntnis und ihren Fortschritt interessiert, vorausgesetzt freilich, daß er die nötige Zahlungsfähigkeit besitzt, die nur einmal in unserer kapitalistischen Welt der unumgängliche Befähigungsnachweis für besondere Würdigkeit in jeder Richtung bildet. Um dem Interesse der zahlreichen Mitglieder aus nicht direkt wissenschaftlichen Kreisen entgegenzukommen, werden gemeinsame Sitzungen und allgemeine Versammlungen veranstaltet, in welchen einerseits Ergebnisse der Forschung in allgemein verständlicher Form vorgetragen werden, andererseits auch versucht wird, ein verständliches Bild der Probleme zu geben, die augenblicklich die Forscher bewegen. Gerade in letzterer Beziehung sind die Naturforschertage zum Teil von großer Bedeutung geworden; sie haben zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse außerordentlich viel beigetragen. Wir erinnern nur an die Münchener Versammlung vom Jahre 1877, auf welcher die berühmte Diskussion zwischen Haeckel und Virchow über die Beweiskraft des Darwinismus stattfand.

In außerer Frachtfassung kan sich die diesjährige Tagung mit vielen ihrer Vorgänger nicht messen. Kassel ist nur eine verhältnismäßig kleine Stadt, ohne Univerſität, ohne technische Hochschule, und auch ohne prachtvoll eingerichtete große Räume zur Aufnahme einer mehr als tausendköpfigen Versammlung. So ist denn die sogenannte Festhalle der heſſiſchen Brauerei, eine recht primitive Parade, zur Festhalle umgewandelt worden, in welcher die allgemeinen Versammlungen stattfinden.

Bei der ersten derselben, am Montag, hatte ein Kasseler Schulmeister, Prof. Hornstein, der die Begrüßungsrede zu halten hatte, die Geschmackslosigkeit, die Zuhörer dreiviertel Stunden lang mit der Lebensgeschichte einiger Kasseler Größen hinzuhalten; daß diese Rede in ein Hoch auf den Kaiser ausklang, ist in Deutschland selbstverständlich, um so mehr, als der Kaiser und sein Bruder, Prinz Heinrich, vor Jahren Schüler des Kasseler Gymnasiums waren und Prof. Hornstein zu ihren Lehrern gehörte. Was war also erklärlicher, als daß der Redner, bevor er zum Hoch kam, den unermüdbaren Fleiß und die rastlose Thätigkeit des Prinzen und des Kaisers rühmte und jedem Deutschen zum Muster hinstellte. Dem üblichen Huldigungs-Telegramm an den Kaiser wurde auf seinen Vorschlag die Form gegeben: „Dem verständnisvollsten Förderer und Schützer der Wissenschaft bringt die Versammlung ihre Huldigung dar“.

Zu der Huldigungsstimmung paßte der erste Vortrag der Versammlung, von Prof. Ladenburg-Wreslau: „Einfluß der Naturwissenschaft auf die Weltanschauung“, recht schlecht. Es ist ja bekannt, daß die Bestrebungen, den orthodoxen Bibelglauben im Volke aufrecht zu erhalten, „dem Volke die Religion zu erhalten“, im kaiserlichen Hause eine starke Stütze finden. Ladenburg betonte in lebhafter Weise, daß die Weltanschauung der Bibel längst überwunden sei, und gerade durch die naturwissenschaftliche Forschung überwunden sei. Weber das Alte noch das Neue Testament sei göttlichen Ursprungs; der Wunderglaube, der der biblischen Anschauung so geläufig sei, stehe in direktem Gegensatz zu aller Wissenschaft, die nur einen gesetzmäßigen, regelmäßigen Ablauf alter Ereignisse kenne, in den kein Gott und keine Schöpferkraft störend eingreifen könne. Lebhaft wandte sich der Redner auch gegen den Unsterblichkeitsglauben. Welche Seele solle denn fortleben: die des Knaben, die des reifen, thatkräftigen und thatfrohen Mannes oder die des halb verblödeten Greises, die nach 70 Jahren sich doch wesentlich gewandelt hat. Außerdem müßte man ja auch den Tieren unsterbliche Seelen zugestehen, wenn man sie für den Menschen fordert. Nein, man soll den Menschen nicht auf ein Jenseits vertrusten, sondern hier auf Erden an seiner Besserstellung, an seiner Hebung in allen Richtungen arbeiten. In diesem Sinne feierte der Redner die Erklärung der Menschenrechte in Frankreich und die französische Revolution, in deren Verfolg der Feudalismus zertömmert, die Sklaverei und Leibeigenschaft abgeschafft wurde, eine Kulturthat ersten Ranges, die das Christentum nicht hat zu Wege bringen können, weder das katholische, noch das protestantische. Der „vernöcherete Dogmatismus“ des letzteren galt dem Redner für ebenso schlimm wie der Katholizismus; eine Besserung erwartet er wesentlich von der naturwissenschaftlichen Aufklärung, die möglichst bald in den Schulen die biblische Weltanschauung verdrängen muß.

Man kann nicht gerade sagen, daß der Vortrag besonders geistvoll und tiefgründig war; der Redner, ein verdienter Chemiker, zog gegen einen veralteten Bibelglauben zu Felde, den man heute wirklich nicht noch einmal zu überwinden braucht. Auf das tiefere Problem des geistigen Lebens ging er überhaupt nicht ein, oder streifte es doch nur in recht oberflächlicher Weise. Eine Bedeutung kann dieser Vortrag nur noch als ein Protest beanspruchen, den ein ehrlicher Mann gegen das heute herrschende Miedertum erhebt, vor dem sich auch viele Forscher beugen. Geißt sind die tiefsten Probleme des Lebens noch nicht gelöst, vielleicht auch nicht lösbar, gelöst ist die Frage nach dem Wesen des Bewußtseins auch heute noch eine Räthelfrage; daß aber viele Forscher dem Konflikt mit der offiziellen Geisteslichkeit aus dem Wege gehen und unsre Unkenntnis in bequemer Weise vorzüglich, um dem kirchlichen Dogmatismus, einer innerlich längst überwundenen Weltanschauung, äußerlich das Feld zu überlassen, ist durchaus verwerflich, und als Protest dagegen ist Ladenburgs sonst ziemlich unbedeutender Vortrag zu begründen. Verner Lebenswert ist auch, daß er stürmischen, ungetheilten Beifall fand; allerdings fühlten sich die Damen der Naturforscher vor den Kopf gestoßen und ließen Herrn Ladenburg sagen, daß er nach ihrer Meinung zu weit gehe.

Der andre Vortrag vom Montag: „Physiologische Psychologie der Gefühle und Affekte“ von Prof. Ziehen aus Utrecht schlug, ohne irgendwie aggressiv zu sein, im Grunde dieselben Töne an. Ziehen weihte die Zuhörer in den Stand der experimentellen Psychologie (Seelenlehre) ein, wobei er nachdrücklich hervorhob, daß irgend ein innerlicher Gehirnprozeß, durch den die Gefühle und Affekte zu Stande kommen, nicht existiere, vielmehr seien sämtliche

Der andre Vortrag vom Montag: „Physiologische Psychologie der Gefühle und Affekte“ von Prof. Ziehen aus Utrecht schlug, ohne irgendwie aggressiv zu sein, im Grunde dieselben Töne an. Ziehen weihte die Zuhörer in den Stand der experimentellen Psychologie (Seelenlehre) ein, wobei er nachdrücklich hervorhob, daß irgend ein innerlicher Gehirnprozeß, durch den die Gefühle und Affekte zu Stande kommen, nicht existiere, vielmehr seien sämtliche

Gefühlstöne und Affekte an die Vorgänge in der Hirnrinde gebunden, die gegenteilige Annahme nannte er eine schöne, der Eigenliebe schmeichelnde Hypothese, die aber durch die entscheidendsten Thatsachen widerlegt sei.

Noch weniger ging Prof. Schwabe aus Straßburg, der am Mittwoch über „Die Vorgeschichte des Menschen“ sprach, auf irgend welche Konsequenzen in Bezug auf die Weltanschauung ein. „Er wolle nicht in anderen Wissenschaften dilettieren, sondern lediglich als Anatom sprechen“, sagte er, wie mir schien, mit Beziehung auf den zwei Tage zuvor gehaltenen Vortrag von Ladenburg. Aber gerade als Anatom trug er sorgfältig zusammen, was wir an vorgezeichneten menschlichen Knochen besitzen, die uns deutlich einen Menschen zeigen, der so sehr von uns verschieden ist, daß die größten Rassenunterschiede der jetzt lebenden Menschen dagegen verschwinden, und der doch weit über den menschenähnlichen Affen steht. Weiter wurden Knochen aus noch früherer Zeit gefunden, welche die Entwicklung noch weiter zu verfolgen gestatten. Trotz des naturgemäß sehr lüdenhaften Materials läßt sich die große Bedeutung der erhaltenen Reihe für die Entwicklung des Menschengeschlechts in keiner Weise mehr zurückweisen. Ist es wirklich dilettantenhaft, hieraus Schlüsse auf die biblische Weltanschauung zu ziehen, zumal sie unsern Kindern heute noch in den Schulen als lautere Wahrheit gelehrt wird?

Ein ganz andres Thema schlug der Sanitätsrat Alsb erg aus Kassel an, der über „Erbliche Entartung infolge sozialer Einflüsse“ sprach. In der That eine sehr ernste Frage. Die Geburtenziffer geht ständig zurück, wir nähern uns französischen Zuständen, die nach Alsb erg nicht etwa dem Zweifelhafte zu danken sind, sondern den sozialen Verhältnissen, die die Eheschließung bei den besser Situierten in spätere Zeit verlegen und dadurch die Unfruchtbarkeit mehren, die den Alkoholismus bei den weniger gut Situierten fördern, und dadurch zerstörend auf die Lebenskraft der Nachkommen wirken. Der Redner pries uncivilisierter Zustände, in denen die natürliche und die geschlechtliche Zuchtwahl rascher wirkend wirkt, starke Momente, die bei unsrer Kultur in Fortfall kommen, da wir auch den Schwächlichen zu erhalten suchen, und da bei der Gattenswahl Besitz und Lebensstellung den Ausschlag geben.

Als Abhilfemittel schlug er vor, alle Phthisiker (Schwindsüchtige), Geschlechtskranke und sonstige Schwächlinge an der Eheschließung zu verhindern. Es soll eine amtliche ärztliche Kontrolle über alle heiratsfähigen Personen eingeführt werden, und diese Stelle soll Interessenten, die heiraten wollen, bereitwillig Auskunft erteilen.

Vielleicht kann auf diesem Wege einiges geschehen, vielleicht könnte besonders manch gefundenes Mädchen vor unheilvoller Verührung mit einem kranken Manne bewahrt werden. Etwas Wesentliches ließe sich schwerlich erreichen. Die eheliche und die außer-eheliche Kindererzeugung streife der Vortragende überhaupt mit keinem Wort; natürlich, sie hätte sein Konzept gründlich verdorben. Die ganze überaus wichtige Frage berührt so viele Seiten des Lebens, daß ihre Lösung mit der Durchführung irgend eines mehr oder weniger durchdachten Vorschlages nicht abgethan ist. Ein gesund entwickeltes und frei entfaltetes Geschlechtsleben ist nur in einer gesunden und freien Gesellschaft möglich, also sicherlich nicht in einer niedergehenden Periode der Menschheit, wie der Kapitalismus sie heute bereits darstellt.

Erwähnen wollen wir noch, daß zum Schluß (Mittwoch) Prof. Conen z über „Erhaltung von Naturdenkmälern“ sprach. Er wünschte ein Reichsgesetz zu diesem Zwecke und beantragte eine diesbezügliche Resolution, der die Versammlung widerspruchslos zustimmte. Ich glaubte bisher, es läme nur in Volksversammlungen vor, daß man sich mit dem Redner ohne weiteres in allen Teilen einverstanden erklärt; nun sehe ich, die Naturforscher thun unter Umständen daselbe, obgleich manche Ausführungen des Vortragenden sehr weitgehend waren und sicher sorglicher Prüfung bedürfen. Allerdings war es bereits 1/2 Uhr geworden, also Essenszeit; aber eine Entschuldigung ist das nicht. Durch derartig zu stande gekommene Resolutionen nimmt man seinen Beschlüssen ja selbst alle Bedeutung. —

Kleines feuilleton.

k. Amerikanische Strauhsfarmen. Der Strauß ist jetzt im Südwesten der Vereinigten Staaten fast ebenso zu Hause wie in Afrika. Das Klima eines beträchtlichen Gebietes in diesem Lande ist fast daselbe wie das südafrikanische. Vor sechzehn Jahren wurden die ersten lebenden Strauße nach Süd-Pasadena eingeführt, und diese Herde bildete den Anfang der ersten Strauhsfarm in Amerika. Sie bestand aus 50 Vögeln, die unter beträchtlichen Kosten und mit großen Schwierigkeiten herbeigeschafft wurden. Diese erste Generation der aus ihrer Heimat verpflanzten Vögel ist gestorben, obgleich die Strauße ein Alter von siebzehn Jahren erreichen sollen; aber ihre Jungen sind in dem neuen Heim bei geeigneter Behandlung gut gediehen. Das sonnige Klima Südkaliforniens zusammen mit der sorgfältigen Behandlung hat die Folge gehabt, daß man die größten Strauße erzogte, die es je in der Gefangenschaft gab. Einige Pasadenastrauße sind bis sieben Fuß hoch und wiegen 300 Pfund. Diese Riesenvögel können ihre Hälse verlängern und sich so ausstrecken, daß sie eine Orange erreichen können, die zehn Fuß sechs

Zoll vom Boden entfernt ist. Ihre gewaltige Stärke sieht man auch, wenn der Strauhszähmer ritlings auf seinem Lieblingsstier reitet und dieses in einer Zickzacklinie mit halbsprecherischer Geschwindigkeit losstürzt. Besonders auf der Strauhsfarm von Mr. Lawton am Ufer des Arroyo Suo zwischen Los Angeles und Pasadena kann man die Strauhszucht in allen ihren Zweigen studieren. Hier stehen unter den Eichbäumen die Brutapparate zum Ausbrüten der Eier. Wenn die Jungen aus den drei Pfund schweren Eiern ausgekrochen sind, haben sie die Größe ausgewachsener Enten und sehen auch wie junge Enten aus. Sie wachsen dann sehr schnell; nach einem Monat sind sie einen Fuß gewachsen, nach sechs Wochen haben sie ihre endgültige Strauhsform erreicht. Nach sechs Monaten sind sie sechs Fuß groß, und nach einem Jahre haben sie fast ihre volle Größe erreicht. Die Vögel, besonders die männlichen, machen jetzt die zielräftigsten Bewegungen und Tänze und gewähren mit ihren sanften Augen, den langen Halsen mit Flaumfedern und den muskulösen Beinen einen hübschen Anblick. Wenn die Strauße vier Jahre alt sind, werden sie gepaart; der weibliche Vogel legt, sich selbst überlassen, einen Monat lang täglich ein Ei in einem Nest, das im Sand ausgehöhlt ist. Die Henne sitzt am Tage auf den Eiern, der männliche Strauß bei Nacht. Sogleich nach dem Ausbrüten werden die Jungen in „Brutanstalten“ zusammengebracht, so daß sie am Tage den hellen Sonnenschein haben und nachts gegen die Kälte geschützt sind. Die ersten drei oder vier Tage bekommen sie kein Futter, schließlich aber rebellieren sie und beginnen Steine zu fressen. Sie ziehen solche mit scharfen Oberflächen vor und entwickeln einen ausgesprochenen Hang für Nägel, Bohrer, Pfeifen und alles Glänzende, das sie sehen. Dann bekommen sie im beschränkten Maße Grünfutter, z. B. Luzerne. Die wenigsten Strauße machen jemals Flugversuche, da sie sich bei drohender Gefahr durch Fortlaufen oder Stoßen verteidigen. Wenn die Federn ausgepust werden, so muß das mit der nötigen Vorsicht geschehen; ein Stoß mit ihren mächtigen Gliedern kann schwere Verletzungen und sogar den Tod zur Folge haben. Zum Rupfen wird der Strauß in eine Hürde gebracht, und es wird ihm ein Sack über den Kopf gezogen, denn wenn er nicht sehen kann, fühlt er sich ganz hilflos und gebraucht seine Beine nicht. Die Federn werden so abgeschnitten, daß etwa noch ein Zoll der Pöse bleibt, die später leicht herausgezogen wird, da der Lebenssaft verrotet oder absorbiert wird. Dieses Verfahren soll schmerzlos sein. Einige Federn werden wirklich ausgepust, aber zu einer Zeit, in der sie natürlich ausfallen würden. Die Federn wachsen ständig und müssen zweimal jährlich abgeschnitten werden. Dabei hält ein Mann den Vogel, während ein anderer die langen weißen, schwarzen oder grauen Federn abschneidet. Sie werden dann sortiert und an die Käufer versandt. Die afrikanischen Strauhsfedern müssen für ihre lange Seereise nach England, dem Mittelpunkt des Handels in Strauhsfedern, besonders verpackt werden. Die kalifornischen Federn übertreffen sie an Haltbarkeit, Aussehen und Güte, weil der kalifornische Strauß gut genährt wird, der afrikanische dagegen halb verhungert und ganz ungesund ist. Dieser Mangel wird dadurch ausgeglichen, daß man den Federn durch eine besondere Behandlung Glanz gibt und eine Anzahl gleich langer und breiter Federn so zusammennäht, daß ein ungeübtes Auge es nicht entdecken kann. Die schönsten Federn liefert der männliche Strauß. Ihre Struktur ist hart, die Kränzelung dauernd; sie haben eine schöne Farbe und einen leuchtenden Glanz. Bei Feuchtigkeit verlieren die Federn natürlich die Kränzelung, aber sie können leicht wieder geträufelt werden. Ein Strauß hat gleich nach dem Ausbrüten einen Wert von 100 M.; wenn er seine Reife erlangt hat, ist er dagegen 1000 M. wert. Im Alter von acht Monaten giebt er die erste und dann jede neun Monate eine weitere Federnerne. —

n. Schädelgröße und Sprechvermögen. Der Breslauer Kinderklinik Eugen Schlesinger hat eine merkwürdige Beziehung zwischen der Schädelgröße und dem Sprechvermögen der Kinder festgestellt. Normalerweise soll bei Kindern von 1 1/2 Jahren der Brustumfang größer sein als der Schädelumfang; in allen Fällen, in denen das Gegenteil stattfand, war auch die Sprechentwicklung verzögert, und Kinder, die im Alter von zwei Jahren noch nicht sprechen konnten, besaßen auch in diesem Alter noch einen größeren Schädel- als Brustumfang. Ja, dies geht sogar so weit, daß, wenn die zu Ungunsten des Brustumfanges bestehende Differenz sehr bedeutend war, auch für die weitere Entwicklung des Sprechvermögens eine ungünstige Prognose zu stellen war, während geringere Differenzen mit der Zeit sich zum normalen Verhältnis und damit auch zu einem normalen Sprechvermögen entwickelten. Nahe liegt nun die Annahme, daß nicht etwa der Schädel zu sehr entwickelt war, sondern vielmehr die Brust zu wenig, so daß die unentwickelte Lunge nicht die zum Sprechen und zum Atmen nötige Arbeit leisten konnte, und da naturgemäß das Atmen nicht beeinträchtigt werden darf, das Sprechvermögen litt. —

Geschichtliches.

en. Ein russisches Sittenbild aus der Zeit der heiligen Allianz. Die Zeit der heiligen Allianz wird für die innere Geschichte Rußlands bis zum Tode des Stiffters jenes christlichen Fürstentums, des Zaren Alexander I., mit dem Namen „Archtschewschschina“ bezeichnet. So heißt das reaktionäre Regiment der rechtgläubigen Dunkelmänner nach seinem Haupt, nach Alexanders Günstling Archtschew. Was für eine Sorte Mensch dieser christliche Staatsmann war, davon giebt ein erbauliches Bild eine Episode seines Lebens, die sich auf seinem Landgute Grusino im letzten Regierungsjahr

Alexanders I. (1825) zutrug. Dort führte in Kratschejew's Abwesenheit nicht seine Frau, sondern seine Maitresse Nastasja Fedorowna Minin als Wirtschaftlerin ein Regiment, mit dessen grausamer Strenge selbst Kratschejew zufrieden sein konnte. Und das wollte viel sagen; denn der Musterchrist Kratschejew pflegte seine Leibeigenen für die geringsten Kleinigkeiten prügeln zu lassen, daß ihnen das Fleisch in Fetzen vom Rücken hinabhing. Seine Geliebte hielt auf ebenso strenge Zucht: auch während einer Abwesenheit des Gebieters von Grusino im Jahre 1825. Sie hatte schon zwei Leibeigene durch die Furcht vor ihren beständigen Mißhandlungen zum Selbstmord getrieben. Schließlich aber war das Maß slavischer Geduld zum Ueberlaufen voll. Von den drei Mägden ihrer persönlichen Bedienung hatte Nastasja es hauptsächlich auf eine mit Namen Praskowja abgesehen, von deren jugendlichen Reizen die alternde Maitresse Gefahr für ihren Einfluß auf Kratschejew befürchtete. Als Praskowja eines Tages wiederum auf Nastasjas Befehl in der grausamsten Weise gepeitscht worden war, riß dem Bruder der Mißhandelten, einem Küchenjungen fast noch im Knabenalter, der Geduldssaden; er schlich sich beim Morgenrauchen ins Schlafgemach der Wirtschaftlerin, dessen Thüre ihm Praskowja öffnete, und durchschnitt der Schlafenden die Gurgel.

Außer sich vor Kummer und Wut eilt Kratschejew nach Grusino. Nicht geistlicher Zuspruch, nicht die kriegenden Kondolenzschreiben der höchsten Würdenträger, nicht die eigenhändigen Trostbriefe des Zaren vermögen ihn zu trösten. Er schnaubt bloß Rache und betreibt mit Feuereifer den Prozeß gegen die Leibeigenen von Grusino, der denn auch in Nowgorod von seinen Kreaturen mit vollendeter Willkür und totaler Gesezwidrigkeit geführt wird. Nicht allein Praskowja und ihr Bruder werden des Mordes schuldig gesprochen, sondern außerdem alle Leibeigenen von Grusino, die in der Verzweiflung Nastasja verflucht und zum Teufel gewünscht haben, desgleichen alle, die solche Verwünschungen gehört, aber nicht zur Anzeige gebracht haben. Von Milderungsgründen war nicht die Rede; denn wenn die Ermordete das Gefinde mißhandelt hatte, so in löblicher Absicht, weil selbige für die Erhaltung der Ruhe und Gesundheit Sr. Erlaucht zu sorgen gehabt und daher das liederliche Gefinde habe in Zucht und Ordnung erhalten müssen. Der Küchenjunge und Praskowja wurden also auf dem Richtplatz zu Tode geknüttet. Andre Geknüttete erreichten. Ebenso eskalant wie die Rache war die Trauer, die Nastasja zu teil wurde. Der mächtige Helfershelfer Kratschejew's, der rechtgläubige Archimandrit Photi des Jurijischen Klosters bei Nowgorod, nahm keinen Anstand, die bössartige Maitresse wegen ihres gewaltsamen Todes eine Großmartyrerin zu nennen und nach dem für Märtyrer vorgeschriebenen Ritual zu bestatten. Sie ward in dem Grabe beigelegt, das Kratschejew für sich selber in der Kirche von Grusino hatte herrichten lassen; auf dem Grabsteine ließ er eine Inschrift anbringen, die besagte, daß seine langjährige Freundin Anastasia wegen ihrer innigen Anhänglichkeit an seine Person von den Grusinoschen Hofleuten ermordet worden sei.

Was die Anhänglichkeit angeht, so wurde übrigens Kratschejew bald anderer Meinung. Als man nämlich Nastasjas hinterlassenen Briefwechsel durchsah, ergab sich, daß sie außer ihm noch einen andern Liebhaber gehabt hatte, und daß ein vernünftiger Sohn Kratschejew's von ihr, der darum bereits bis zum Flügeladjutanten hinaufprotegiert worden war, nicht einmal ihr, geschweige Kratschejew's Kind, sondern untergeschoben war. Kratschejew war zunächst starr vor Erstaunen über diese Enthüllung. Dann aber stürzte der jähzornige Mann in die Kirche von Grusino und spie auf die Inschrift des Grabsteins. Nastasjas Leichnam ward exhumiert und anderweitig eingescharrt. So geschah im Todesjahr Alexanders I., im Zeichen der heiligen Allianz: es waren fromme Zeiten. —

Geologisches.

ss. Natürliche Gasquellen sind in Amerika und in China eine häufige Naturerscheinung. In den Vereinigten Staaten werden große Städte durch das dem Boden entquellende Gas beleuchtet, und in einigen chinesischen Provinzen haben solche natürliche Gasansammlungen schon seit langer Zeit eine Verwendung teils zu Leucht- teils zu Heizzwecken gefunden. Daß sich solche unterirdische Gasvorräte auch in Europa finden, dürfte Wenigen bekannt sein. In der englischen Grafschaft Suffex ist bei Bohrungen, die im Jahre 1875 begannen, das Ausströmen von Gas aus dem Erdboden festgestellt worden. Ein Bohrloch von 95 Meter Tiefe lieferte so viel Gas, daß sich eine Flamme von 4—5 Meter Höhe bildete. Mit der Zeit hat man sich auch dazu entschlossen, diese Gaslager zu benutzen, und seit 1898 ist der Bahnhof von Heathfield der erste und einzige in Europa, der durch natürliche Gasquellen beleuchtet wird. Das Gas entströmt dem Boden unter einem Druck bis zu 9 Kilogramm und speist einen Motor von 1½ Pferdestärken. Ueberhaupt scheint im südlichen England das Vorkommen von Gas im Erdboden ziemlich weit verbreitet zu sein, und es hat dort sogar bemerkenswerte Vorzüge vor dem amerikanischen Naturgas, indem es mit weit reinerer Flamme brennt. Es soll hinter dem künstlich erzeugten Leuchtgas von London nur um etwa ¼ der Leuchtkraft zurückbleiben und auch zur Erzeugung von Gasglühlicht durchaus benutzbar sein. Nach seiner chemischen Zusammensetzung besteht es zum größten Teil aus Sumpfgas. Man hat den Plan, die südenglischen Gasquellen zur Glasfabrikation zu verwenden, da die Gegend reich an reinem Sand ist. —

Technisches.

— **Cement für Bauten im Meere.** Die „Kölnische Zeitung“ schreibt: Die Erhärtungserscheinungen des Portlandcements sind viel studiert, aber immer noch nicht genügend erklärt worden. Man weiß nur, daß sich zwischen dem Hauptbestandteil des Cements, dem Kalk, und den sogenannten Hydraulfaktoren, d. i. der Kieselsäure, der Tonerde und dem Eisenoxyd, unter Wasseraufnahme komplizierte Verbindungen bilden, die zusammen einen festen Körper ergeben. Das Verhältnis der Hydraulfaktoren zum Kalk in den Cementen ist ein ziemlich feststehendes. Innerhalb der Menge der einzelnen Hydraulfaktoren sind gewisse Verschiebungen zulässig, kein Teil aber durfte bisher entfallen, selbst das anscheinend einbehrliche Eisenoxyd nicht. Ja, letzteres wird, falls die übrigen Gemengteile nicht genügend Eisen führen, absichtlich zugelegt, um das Sintern der Masse zu befördern und die Farbe des fertigen Cements zu beeinflussen. Inzwischen haben neuere Untersuchungen erwiesen, daß die Tonerde im Cement auch gänzlich durch Eisenoxyd verdrängt werden kann, so daß man sogenannten Eisenoxydcement erhält, und diese Erfahrung hat im Verein mit der Entdeckung einer äußerst wertvollen Eigenschaft des neuen Cements bewirkt, daß er heute in den Vordergrund des Interesses getreten ist. Es hat sich nämlich ergeben, daß er den Einwirkungen des Meerwassers bei weitem besser widersteht als der gewöhnliche Portlandcement. Diese Entdeckung ist von ungeheurer Tragweite. Denn die Kosten der Herstellung des neuen Cements sind zwar wegen des teureren Zuschlags an Eisenoxyd nicht unbedeutend höher als die der Bereitung gewöhnlichen Cements, der Mehrpreis kommt aber gar nicht in Betracht gegenüber dem dringenden Bedürfnis, ein haltbares Mörtelmaterial für Hafengebäuden und Uferbefestigungen am Meere zu schaffen. Bei der Fabrication im großen mischt man fein gemahlenes Kalkgestein, insbesondere Kieselsäurereichen Kalkmergel, innigst mit gemahlener Eisenerze, die auch manganhaltig sein können, weil die Manganverbindungen bei der Erhärtung des Cements eine ähnliche Rolle spielen wie das Eisenoxyd. Als wichtigste Eisenerze kommen Braun- und Rotisenstein, Masenerz, Spateisenstein und geröstete Schwefelkiese in Betracht. Ein Mangel an Kieselsäure im Gesamtgemenge läßt sich durch einen entsprechenden Zusatz an solcher ausgleichen. Das Ganze wird gründlich gemischt, bis zur Sinterung gebrannt und staubfein gemahlen. —

Humoristisches.

— **Der Herr im Hause.** „Wenn ich mal verheiratet bin, dann werd' ich der Herr im Hause sein.“ sagte der kleine Fritz.
„Das hat Dein Vater auch gedacht, wie er in Deinem Alter war.“ erwiderte die Mama. —
— **Auffassung.** Photographengehilfe: „Frau van Perkins beklagt sich, ihr Bild sei nicht ähnlich.“
Photograph: „Sie beklagt sich? — Bedanken sollte sie sich.“ —
— **Nach der Schlacht.** In einem überwiegend protestantischen Dorfe Rheinlensens entspinnt sich am Abend nach der Reichstagswahl zwischen zwei Wuben folgendes Gespräch: „Du, Moys, wen hot dann Dein Vater (athol. Küster und Brandmehger) gewählt?“
„Wen werd er gewählt have! De Blum“ (athol. Kandidat).
Hannes (mit Nachdruck): „Dann hot er die leycht e v a n g e l i s c h e S a u h i e r g e s c h t e.“ — („Jugend“.)

Notizen.

— **Eduard Mörikes** ausgewählte Briefe kommen in einer zweibändigen Ausgabe bei Otto Elsner (Berlin) heraus; der erste Band wird noch in diesem Monat erscheinen. —
— Zur dauernden Erhaltung des **Sächsischen Volkstheaters** hat sich in Dresden ein Patronats-Verein gebildet. —
— **Octave Mirbeau** arbeitet an einem Drama, in dem alle hervorragenden Personen der Revolution in historischer Treue auftreten sollen. —
— Die Altistin der Wiener Hofoper **Edith Walker** hat ihre Entlassung genommen. Joseph Scheu schreibt in der „Wiener Arbeiter-Zeitung“ über den Fall: Mit ihr verlieren wir die bedeutendste Gesangskünstlerin, die unsre Oper in den letzten Jahren besessen, und es ist kaum zu hoffen, daß sie so bald ersetzt werden wird; eine Sängerin, die mit höchstem künstlerischen Ernst an ihre Aufgaben trat, ihre herrliche, wundervoll geschulte Stimme den reinsten Kunstzwecken dienstbar machte und den Hörern eine Fülle edelster Genüsse bot. Da sie auch eine eigne künstlerische Ueberzeugung hatte und sich nicht marionettenhaft wie eine Konservatoriumsschülerin leiten lassen wollte und konnte, kam sie mit dem selbstherrlichen Direktor Mahler oft in Konflikt und die Aufregungen der fortwährenden Kämpfe verleideten ihr die Stellung und trieben sie aus unsrer Mitte. —
— **Eisenbahndeutsch.** Man schreibt der „Frankfurter Zeitung“ aus Koblenz: In einer Bekanntmachung war vor einigen Tagen zu lesen, daß der Fuhrunternehmer H. H. als eisenbahnseitiger Kollfuhrmann angestellt worden sei. In derselben Bekanntmachung ist von „sperrigen“ Gütern die Rede. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 27. September.